

Werner Löser SJ

West-östliche Ökumene

|| Die Christenheit in Europa – Geschichte und Gestalt

Europa gilt im Panorama der Welt als der Kontinent, der wie kein anderer durch das Christentum geprägt ist. Wie es auch immer heutzutage um die christlichen Kirchen in Europa bestellt sein mag, – es bleibt zutreffend, daß die Christenheit in Europa seit vielen Jahrhunderten zuhause war und sich so eine eigene Prägung beider ergeben hat. Die Christenheit hat hier ihre Eigenart dadurch gewonnen, daß sie sich im ständigen Austausch mit der europäischen Kultur entfaltet hat. Und Europa ist seinerseits gar nicht verstehbar, wenn man seine Durchformung durch christliche Motive nicht in Rechnung stellt. Das ist jetzt noch recht pauschal gesagt, es soll im folgenden wenigstens in einigen Hinsichten genauer dargestellt werden. Dazu bedarf es eines Rückblicks in die ältere und dann auch in die neuere Geschichte. Die aktuellen Situationen der christlichen Kirchen in Europa bleiben im wesentlichen unbesprochen, die ökumenischen Bewegungen zwischen ihnen werden nur beiläufig betrachtet. Es geht also um die grobkonturige Beschreibung der kirchlichen Landkarte Europas.

Die frühen Weichenstellungen

Ursprünglich hatte der geographische Raum, den wir seit langem Europa nennen, keine innere Einheit. Die verschiedensten Stämme und Völker lebten nebeneinander. Die Geschichte der schrittweisen Christianisierung, die Europa eine innere, wengleich spannungsreiche Einheit geben sollte, begann mit der Vision, die dem Paulus eines Nachts zuteil wurde und von der in der Apostelgeschichte (16, 9–16) berichtet wird.

Im Lauf der dann folgenden Jahrhunderte wurde Region um Region christianisiert: zunächst der mediterrane Raum, später der angelsächsische und fränkische, und dann auch der slawische Bereich. Es ist von größter Bedeutung, daß die christliche Prägung Europas von zwei Zentren ausging: von Rom und von Konstantinopel. Die römische und die byzantinische, die westliche und die östliche Form des Christlichen haben sich auch in je ihrer Weise in der Ausgestaltung der jeweiligen Kulturbereiche ausgewirkt. So ist Europa fundamental durch die beiden religiös-geistigen Zonen des Ostens und des Westens bestimmt.

Europa ist also der Kontinent, der sein spezifisches Profil durch die beachtlichen Bemühungen vieler Generationen von Christen erhalten hat. Zu den bemerkenswertesten Zügen dieser Aktivitäten gehörte der schon in den ersten christlichen Jahrhunderten in Gang gekommene Dialog der christlichen Theologie mit der hellenistischen Religionsphilosophie. Innerhalb dieses Dialogs ist es zur Erkenntnis und dogmatischen Festlegung des trinitarischen Gottesverständnisses gekommen. In klassischer Form liegt es im Glaubensbekenntnis von Konstantinopel vor. Seitdem war für die christliche Kirche und ihre Theologie nicht mehr nur das dreieine Handeln Gottes in und an der Welt, sondern auch Gottes dreieines ewiges Wesen und Leben Gegenstand des christlichen Bekennens und des theologischen Nachdenkens. Die ontologische Frage nach dem Sein, das alles Wirken trägt, hatte nun im Innern der christlichen Theologie einen legitimen Ort.

Aus dem Dialog mit der griechischen Philosophie ergab sich schon in den ersten Jahrhunderten noch etwas anderes, das mit dem eben Gesagten allerdings eng zusammenhängt: die grundsätzliche Anerkennung der Rechte der Vernunft als der endlichen, nur der Wahrheit verpflichteten Erkenntniskraft des Menschen im Bereich auch des Glaubens und der Theologie. Aus dem spannungsreichen Miteinander von Glaube und Vernunft resultiert zu einem erheblichen Teil die spezifische Rationalität der christlichen Theologie und Verkündigung. Die europäische Gestalt des Christentums ist aus der Inkulturation des Christlichen in die Kultur der von der griechischen Philosophie geprägten Welt erwachsen und zu verstehen. Alles ruht auf den beiden Pfeilern des biblischen Evangeliums und des griechischen Logos. Daraus ist später als eine innere Konsequenz die europäische Aufklärung hervorgegangen, die die moderne Zivilisation in unseren Breiten tiefgreifend prägt.

Die breite Basis der Gemeinsamkeiten zwischen Byzanz und Rom

Die Christenheit in Europa atmet, wie Papst Johannes Paul II. immer wieder formulierte, mit zwei Lungenflügeln: Die byzantinische Glaubenswelt ist der eine und die römische der andere Flügel. Woran hier genauer zu denken ist, zeigt sich, wenn man sie in ihrer Gemeinsamkeit ebenso wie in ihrer Unterschiedenheit in die weite Welt der Christenheit im ganzen hineinstellt.

Das weltweite Christentum gibt es konkret nur in einer sich in alle Schichten der kirchlichen und kulturellen Wirklichkeit hinein entfaltenden Mannigfaltigkeit. Es stehen seit langem mehrere Traditionen, bisweilen auch und mit Recht als „Ritenkreise“ bezeichnet, nebeneinander und einander gegenüber. Jeder dieser Ritenkreise ist durch die vor vielen Jahrhunderten in Gang gekommene und bis heute lebendige Ausbildung eines jeweiligen Ganzen an Theologie, Liturgie, Spiritualität, Recht und Kultur gekennzeichnet. Wenn hier von „Ritenkreis“ die Rede ist, ist also ein

umfassender Komplex geschichtlich gewachsener menschlicher und geistlicher, persönlicher und gemeinschaftlicher Lebensauffassung und -gestaltung gemeint.

Dem westlich-abendländischen Ritenkreis, also der lateinischen Tradition, stehen fünf östlich-morgenländische Ritenkreise gegenüber. Es handelt sich um den „alexandrinischen Ritenkreis“, den „antiochenischen Ritenkreis“, den „armenischen Ritenkreis“, den „chaldäischen Ritenkreis“ und schließlich den „byzantinischen Ritenkreis“. Alle Kirchen, die diesen Traditionen oder Ritenkreisen zugeordnet werden können – also die koptische und die äthiopische Kirche dem alexandrinischen, die syrische Kirche dem antiochenischen, die armenische Kirche dem armenischen, die orthodoxen Patriarchate und autokephalen Kirchen dem byzantinischen und die römisch-katholische Kirche (samt den in der Reformation aus ihr hervorgegangenen protestantischen Kirchen) dem lateinischen (um nicht zu sagen: römischen) Ritenkreis –, kommen darin überein, daß sie die Lehrentscheidungen der Konzile von Nikaia (325) und Konstantinopel I (381) anerkennen.

Alle diese Kirchen, allerdings mit Ausnahme der „Assyrischen Kirche des Ostens“, die zusammen mit einigen alten indischen Kirchen dem chaldäischen Ritenkreis zuzuordnen ist, haben auch die Lehrentscheidungen des Konzils von Ephesus (431) übernommen. Die Assyrische Kirche des Ostens oder, wie man auch sagen könnte: die „persische Kirche“, ist eine Kirche, die es schon lange vor dem Konzil von Ephesus gab und an dessen Beratungen nicht teilnahm, weil dieses Konzil eine reichskirchliche Basis hatte und die persische Kirche aufgrund ihrer Nichtzugehörigkeit zum römischen Reich zum Konzil auch gar nicht eingeladen war. Warum man diese Kirche später mit dem in Ephesus verurteilten Nestorius in Verbindung brachte, ist schwer auszumachen. Heute ist es klar, daß man die Assyrische Kirche des Ostens nicht als die „nestorianische“ bezeichnen kann. Alle weiteren Kirchen, die dem alexandrinischen, antiochenischen und armenischen Ritenkreis zugehören, also die koptische, die äthiopische, die syrische und die armenische Kirche, stimmen darin überein, daß sie die dogmatische Entscheidung von Chalkedon (451) zur Christologie nicht mehr mitgetragen haben. So ist es verständlich, daß man sie mit einem Fachterminus „vorchalkedonische Kirchen“ nennt. Zu ihnen kommt – wie schon angedeutet – die Assyrische Kirche des Ostens als „vorephesinische Kirche“ hinzu. Sie alle miteinander tragen heute den Namen „Orientalische Kirchen“. Einer der Gründe dafür, daß sie die Lehrentscheidungen von Ephesus und Chalkedon nicht unterzeichnet haben, liegt darin, daß sie – zumindest zum Teil (so z. B. die armenische Kirche) – gar nicht zur Reichskirche gehörten, die genannten Konzile aber Reichskonzile waren.

Von diesen „Orientalischen“, also „vorchalkedonischen und vorephesinischen Kirchen“ unterscheiden sich die „chalkedonischen Kirchen“ dadurch, daß sie die konziliaren Entscheidungen des Konzils von Chalkedon und die Entscheidungen noch drei weiterer ökumenischer Konzilien (Konstantinopel II, Konstantinopel III, Nikaia II) als für sich verbindlich ansehen. Es sind dies die Kirche von Byzanz (Kon-

stantinopel) und die Kirche von Rom. Man könnte auch sagen: Es sind die Kirchen, die es seit eh und je tatsächlich in Europa gegeben hat und die die beiden „Lungenflügel“ sind, mit denen die Christenheit in Europa atmet. Die Kirche von Byzanz, die sich in inzwischen acht Patriarchate hinein entfaltet hat, trägt die Bezeichnung „Orthodoxe Kirche“. Zu diesen acht Patriarchaten (Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem, Rußland, Serbien, Rumänien, Bulgarien) kommen noch eine Reihe von „autokephalen Kirchen“ hinzu. Die Orthodoxen Kirchen bilden – wie bereits gesagt – den „byzantinischen Ritenkreis“, der zum Beispiel dadurch gekennzeichnet ist, daß in allen ihm zugehörigen Kirchen die Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomus gefeiert wird. Halten wir fest: Die Orthodoxen Kirchen und das Patriarchat des Westens, also die Römische oder Lateinische Kirche, haben eine lange gemeinsame Geschichte und eine breite gemeinsame Lehrgrundlage – die Entscheidungen der sieben ersten ökumenischen Konzile.

Wenn die westliche Christenheit, die im zweiten Jahrtausend eine Reihe schmerzlicher Spaltungen erlebt hat, der Ostkirche, also der Orthodoxen Kirche, begegnet, trifft sie auf eine Kirche, die intern mit nicht wenigen Spannungen zu tun hat. Innerhalb der Orthodoxen Kirche hatten sich nämlich schon im 15. Jahrhundert, aufgrund der Eroberung von Byzanz durch die Osmanen, spannungsträchtige Eigenentwicklungen ergeben, die ihre Zentren in Byzanz (zweites Rom) und Moskau (drittes Rom) hatten und bis heute haben. Die Spannungen zwischen Moskau und Konstantinopel dauern bis heute an – unter anderem mit der Folge, daß das seit Jahrzehnten vorgesehene „panorthodoxe Konzil“ nicht zusammentreten kann.

Der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, daß es ökumenisch von größter Bedeutung – positiv wie negativ – ist, daß es zu jeder der Orientalischen Kirchen und zu jedem der Orthodoxen Patriarchate eine mit Rom „unierte“ Variante gibt. Das Zweite Vatikanische Konzil nannte sie die „katholischen Ostkirchen“ und widmete ihnen einen eigenen Text: „Orientalium Ecclesiarum“. Daß es diese unierte Varianten zu den Orientalischen Kirchen und den Orthodoxen Patriarchaten gibt, ist für diese Kirchen ein ständiger Stein des Anstoßes.

Ein ergänzender Blick auf die orthodoxen Kirchen

Was sind das für Größen, die in der byzantinischen Tradition beieinander sind? Es wurde schon angedeutet, daß es ein spannungsreiches Neben- und Nacheinander des „zweiten und des dritten Rom“, also Konstantinopels und Moskaus, gibt. In der Tat, von einem „dritten Rom“ neben und nach dem einen „ersten Rom“ zu sprechen, ist nur sinnvoll, wenn es auch ein „zweites Rom“ gibt. Hinter dieser Bezeichnung verbirgt sich die Hauptstadt des oströmischen Reiches, also Konstantinopel bzw. Byzanz. Das Patriarchat von Konstantinopel war spätestens seit dem 10. Jahrhundert unter den Ostslawen missionarisch tätig gewesen. So war es auch zur Taufe

des Fürsten Wladimir von Kiew und mit ihm der ganzen Rus im Jahr 988 gekommen. Abhängig von Konstantinopel entfaltete sich das junge kirchliche Leben unter den Ostslawen. Seit 991 war Kiew der Sitz eines Metropoliten, der von Konstantinopel bestellt wurde. Die Zerstörung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer aus dem Westen im Jahr 1204, zog eine Schwächung seiner Führungsrolle nach sich. Als die Mongolen seit dem frühen 13. Jahrhundert auch das Gebiet der Metropole von Kiew überrannten und besetzten, konnten die hier lebenden Christen von Konstantinopel wenig Hilfe erwarten. Es kam zu einer Phase der Stagnation, ja des Rückgangs des kirchlichen Lebens.

In der folgenden Zeit verlagerte sich das Zentrum der Kirche von Kiew nach Moskau. Anfang des 14. Jahrhunderts nannte sich der Bischof von Moskau „Metropolit von Moskau und Kiew“. In dieser Bezeichnung klingen die Herkunft von Kiew und die Bindung an Konstantinopel nach. 1453 wurde Konstantinopel durch die Osmanen erobert. Das bedeutete ein weiteres Mal eine Beeinträchtigung seiner Bedeutung auch im kirchlichen Raum. Seit 1461, also wenige Jahre danach, trug der Bischof von Moskau den Titel „Metropolit von Moskau und ganz Rußland“. Kiew ist hier nicht mehr erwähnt. Die Ernennung dieses Metropoliten erfolgte nicht mehr von Konstantinopel aus. Der Anspruch Moskaus, Konstantinopel in seiner Vorrangstellung abzulösen, wird greifbar. Die Bezeichnung Moskaus als „drittes Rom“ kommt nun auf. Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Metropole von Moskau der Rang eines Patriarchats verliehen.

Die weitere Geschichte des Moskauer Patriarchats gestaltete sich wechselhaft und schwierig. Zar Peter der Große löste die Institution des Patriarchats auf und ersetzte die Leitung der Kirche durch ein Gremium, durch den sogenannten „Heiligen Synod“. 1917 wurde das Patriarchat dann neu errichtet und sein Zentrum nach Moskau zurückverlegt. Und so besteht es noch heute. Zwischen 1917 und heute hat das Moskauer Patriarchat eine äußerst wechselvolle und problemreiche Geschichte durchlaufen. Sie ergibt sich nicht zuletzt aus seiner Bindung an das Sowjetsystem, die viele der orthodoxen Kirchenführer kompromittiert hat. Trotz allem erhebt das Patriarchat von Moskau nach wie vor den Anspruch, als „drittes Rom“ die Entscheidungszentrale der Orthodoxie zu sein – ein Anspruch, den die anderen Patriarchate und autokephalen Kirchen nicht oder nur eingeschränkt akzeptieren.

Die ökumenischen Beziehungen zwischen Ost und West

Es wäre sinnvoll, den Beziehungen zwischen den orthodoxen Kirchen und den evangelischen Kirchen einen eigenen Abschnitt zu widmen; denn auch deren Gespräch miteinander hat inzwischen eine lange und reiche Geschichte. Weil es aber den Rahmen sprengen würde, bleiben die folgenden Ausführungen auf den Dialog zwischen der Römisch-Katholischen und der Orthodoxen Kirche beschränkt.

Die „chalkedonischen Kirchen“ – die westliche als das Patriarchat von Rom und seinem Papst, und die vier alten östlichen Patriarchate, die, grob gesagt, in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends der christlichen Geschichte miteinander die „Pentarchie“ bildeten – lebten sich trotz ihrer geographischen Nachbarschaft und trotz ihrer breiten gemeinsamen Lehrgrundlagen schon im ersten Jahrtausend auseinander; man denke beispielsweise an die Auseinandersetzungen um die westliche Einfügung des „filioque“ ins Glaubensbekenntnis. Schließlich trennten sie sich dann vor fast 1000 Jahren – im Jahr 1054 – voneinander.

Diese Spaltung vollendete sich allerdings erst im 18. Jahrhundert. Nachdem römischerseits 1729 die Erlaubnis zur „*communicatio in sacris*“ (Gottesdienstgemeinschaft) auf die in voller Einheit mit Rom lebenden Christen eingeschränkt wurde, erklärten 1755 die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien und Jerusalem gemeinsam:

„Wir, die wir durch Gottes Erbarmen in der Orthodoxen Kirche aufwuchsen, den Kanones der hl. Apostel und Väter gehorchen, nur die eine, unsere heilige, katholische und apostolische Kirche anerkennen, ihre Sakramente, folglich auch die Taufe annehmen, aber die Sakramente der Häretiker als verkehrt ansehen, wir verwerfen die Sakramente der Häretiker in gemeinsamem Entschluß. Wir nehmen die Konvertiten, die zu uns kommen, als Ungetaufte auf.“

Das „dritte Rom“, Moskau, nahm diese Entscheidung als Gelegenheit, seinen Eigenweg in einer Konfrontation mit den anderen Patriarchaten noch einmal zu demonstrieren: 1757, also zwei Jahre nach der Aufhebung der Gottesdienstgemeinschaft der anderen Patriarchate mit der Westkirche, verfügte es, daß die Sakramente der westlichen Kirche doch anzuerkennen seien. Trotz dieses Schritts des Moskauer Patriarchats war und blieb die Kircheneinheit seit dem 18. Jahrhundert zwischen den beiden chalkedonischen Kirchen, der Römischen, also lateinischen, und der Orthodoxen, also byzantinischen Kirche, tiefgreifend gestört oder gar zerstört. Diese Kluft wurde erst am letzten Tag des Zweiten Vatikanischen Konzils, also im Dezember 1965, wieder überbrückt, als Papst Paul VI. und der ökumenische Patriarch Athenagoras I. die wechselseitigen Verwerfungen für überwunden erklärten. Zuvor hatten sie miteinander eine Wallfahrt an die Stätten der christlichen Ursprünge im Heiligen Land unternommen. Seit dieser Zeit haben viele Dialoge zwischen Ost und West stattgefunden. Kurzgefaßt kann man sagen: In den theologischen Sachfragen waltet zwischen den Auffassungen beider Seiten eine fast vollständige Übereinstimmung.

Und doch ist die Atmosphäre zwischen Rom und Moskau nicht gerade einfach, im Gegenteil: Immer neue Hürden werden aufgerichtet – was bei der weitgehenden Übereinstimmung in Fragen der Theologie und der Liturgie sehr verwunderlich und bedauerlich ist. Diese Querelen haben etwas ganz Überflüssiges und gar nicht Zeitgemäßes. Sie haben ihren Grund in kirchenpolitischen Problemen – zum Bei-

spiel in der Fortexistenz der „unierten Kirchen“ und seit einiger Zeit in der Wiederbelebung der Römisch-Katholischen Hierarchie auf dem russischen Territorium – und sollten doch die wesentlichen Gemeinsamkeiten in den theologischen Fragen eigentlich nicht überdecken.

Die Ukraine als Unruheherd

Zu den Gründen, die zu den Spannungen zwischen dem Patriarchat von Moskau und der Römisch-Katholischen Kirche geführt haben und weiterhin führen, gehört an vorrangiger Stelle die kirchliche Situation in der Ukraine. Diese ist verwirrend komplex. Mehrere (Teil-)Kirchen existieren nebeneinander, zum Teil konkurrieren sie erbittert miteinander.

Neben den Kirchen östlicher Prägung gibt es eine Kirche in westlicher, lateinischer Tradition. In ihr kommen vorwiegend polnische Kräfte zum Zug. Die in der Ukraine noch bestehenden Bistümer der „Armenischen Apostolischen Kirche“ und der „Russischen Orthodoxen Altgläubigen“ seien nur erwähnt, aber nicht weiter dargestellt. Es bleiben dann noch vier Kirchen östlicher Tradition, zwischen denen die erwähnten Spannungen bestehen.

Eine dieser Kirchen ist die „Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche“, die mit Rom unierte ist, also sich dem Primat des römischen Papstes unterstellt versteht. Diese unierte Kirche konnte seit 1990, also nach der Perestroika, wieder öffentlich hervortreten; sie hatte eine lange und leidvolle Geschichte hinter sich. 1596 war sie aus der „Union von Brest-Litowsk“ hervorgegangen. Sie gehörte kraft ihrer Union zur unter dem römischen Papst geeinten Katholischen Kirche, behielt jedoch ihren byzantinischen Ritus bei. Zu der Vereinigung kam es damals sowohl aus theologischen als auch aus kulturellen und politischen Gründen.

Der Weg dieser Kirche gestaltete sich zeitweise schwierig, zumal in den Jahrzehnten nach der Revolution von 1917. Aus der Moskauer Perspektive wurde die Existenz dieser unierten Kirche stets skeptisch bis ablehnend beurteilt. Staatlicherseits war für diese Einstellung der Verdacht maßgeblich, diese Kirche sei stark mit dem Volk der Ukrainer verbunden – was auch zutrifft – und fördere auf ihre Weise deren nationalistische und separatistische Bestrebungen. Das Russisch-Orthodoxe Patriarchat konnte und wollte sich niemals damit abfinden, daß eine Kirche des byzantinischen Ritus sich der Römisch-Katholischen Kirche eingegliedert hatte. Eine erhebliche Verschärfung der Situation ergab sich 1946, als der Sowjetstaat gemeinsam mit dem Moskauer Patriarchat eine radikale Lösung des angedeuteten Problems beschloß und durchsetzte. Nur war es in Wahrheit keine Lösung, wie sich inzwischen herausgestellt hat.

Eine kirchenrechtlich illegitime Synode in Lemberg wurde gezwungen, die Union von 1596 rückgängig zu machen und die Ukrainische Griechisch-Katholische Kir-

che in den Schoß der Russisch-Orthodoxen Kirche zurückzuführen. Ungezählte Laien und Kleriker, die sich dazu nicht bereit fanden, wurden unterdrückt und in Lager deportiert und so daran gehindert, in das Geschehen in der Ukraine einzugreifen. Andere blieben ihrer Kirche so treu, daß sie die Reste ihrer kirchlichen Aktivitäten in den Untergrund verlegten. Die Kirchengebäude der katholischen Ukrainer wurden zerstört oder entwendet. Es ist gleichwohl damit zu rechnen, daß sich damals ein gewisser, aber in seiner Größe nicht genau bestimmbarer Teil der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche guten Glaubens und Gewissens dem Druck beugte und der Russisch-Orthodoxen Kirche eingliedern ließ. Im Rückblick wird man ehrlicherweise sagen müssen, daß die unierte Kirche de facto auch durch diese bis 1990 währende Zugehörigkeit eines Teils ihrer selbst zur Russisch-Orthodoxen Kirche überlebt hat.

Seit nunmehr einhalb Jahrzehnten sind die Christen der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche wieder an die Öffentlichkeit getreten. Sie haben ihnen früher entwendete Kirchen zurückgefordert oder sie sich auch gewaltsam wieder angeeignet. Diese Kirche ist zahlenmäßig recht groß. Man rechnet mit einigen Millionen Mitgliedern. Es ist selbstverständlich, daß die Römisch-Katholische Kirche sich von den Mitgliedern dieser Kirche nicht distanziert, sondern sich mit ihnen solidarisiert, selbst wenn sie heute den Weg des Uniatismus nicht mehr für den ökumenisch gebotenen hält. Die aufrechterhaltene Solidarität mit der Ukrainischen Griechisch-Katholischen Kirche gehört zu den Gründen, die das Moskauer Patriarchat der Römisch-Katholischen Kirche gegenüber äußerst reserviert sein läßt.

In der Ukraine gibt es drei weitere Kirchen östlicher Prägung. Die wichtigste ist die Ukrainisch-Orthodoxe Kirche, die als Exarchat dem Patriarchat von Moskau zugeordnet ist. Der weitaus größte Teil der orthodoxen Gemeinden in der Ukraine gehört zu dieser Kirche, an deren Spitze seit 1992 der Metropolit Vladimir Sabodan steht, der in Kiew residiert. Die zweite orthodoxe Kirche in der Ukraine ist die „Ukrainische Orthodoxe Kirche“ (Patriarchat Kiew), die seit 1992 existiert. Sie trägt stark nationale Züge und lebt in ständiger Spannung zum Moskauer Orthodoxen Patriarchat. An Mitgliedern und Einrichtungen ist sie begrenzt. Sie wird durch den Patriarchen Filaret Denisenko geleitet, der bis 1990 der Metropolit der Metropolie Kiew des Moskauer Patriarchats gewesen war, dann aber aufgrund undurchsichtiger, möglicherweise krimineller Machenschaften seitens des Moskauer Patriarchats exkommuniziert wurde. Die dritte, ebenfalls kleine Kirche ist die „Ukrainische Autokephale Orthodoxe Kirche“. Sie hat eine jahrhundertealte Geschichte. In Teilen lebte und lebt sie im Ausland, vor allem in Kanada. Nach der Perestroika konnte sie sich in einer gewissen Freiheit entfalten. Sie ist heute bereit, aktiv zu einer Einigung der Kirchen in der Ukraine beizutragen.

Im ganzen ist die Ukraine kirchlich gesehen eine Region der Unruhe und des Unfriedens. Diese Situation wird seitens der Orthodoxen Kirchen, besonders des Mos-

kauer Patriarchats, nicht zuletzt den Aktivitäten der Römisch-Katholischen Kirche angelastet. Daraus entsteht der Vorwand, jetzt eine „Normalisierung“ der Beziehungen anstreben zu wollen und zu können.

Die byzantinische und die römische Welt in ihren Differenzen

Nachdem zuvor von dem breiten gemeinsamen Lehrfundament zwischen den Byzantinisch-Orthodoxen Kirchen und der Christenheit des Westens die Rede war, gilt es jetzt, die Unterschiede zwischen ihnen anzudeuten. Die Orthodoxen Kirchen haben sich die Einsichten der platonischen Philosophie viel stärker als die westlichen Kirchen zunutze gemacht, als es darum ging, die Geheimnisse des Glaubens theologisch zu durchdenken. Das Urbild-Abbild-Schema ist in der orthodoxen Theologie und Liturgie ständig im Spiel.

Demgegenüber hat der christliche Westen Denkmodelle entwickelt, die eine stärkere Eigenwirklichkeit der weltlichen Dinge, auch im Bereich der Kirche und des Glaubens, zu denken erlauben. Hier steht Aristoteles Pate. Der Osten war und ist an einer Symphonie zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Reich interessiert, also an einer starken Verbindung zwischen dem Zaren und dem Patriarchen, zwischen der Nation und der Kirche. Der Westen hat sich Schritt für Schritt zu einer deutlichen Unterscheidung von Staat und Kirche durchgerungen. Der Osten definiert sich durch seine Gebundenheit an die Dogmen der ersten sieben ökumenischen Konzile; der Westen lebt ebenfalls aus der Bindung an die konziliaren Lehrentscheidungen, kennt aber erstens auch im zweiten Jahrtausend und bis ins 20. Jahrhundert hinein ökumenische Konzile und zweitens auch eine verbindliche Lehrentfaltung, die den Trägern des Lehramtes anvertraut ist: den Bischöfen und dem Papst.

Die Orthodoxen Kirchen folgen in ihrer pastoralen Praxis dem sogenannten Ökonomieprinzip, demzufolge in ausweglos scheinenden Situationen unter Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit eine offene Lösung ermöglicht wird. Die westliche Christenheit empfindet und entscheidet stärker in rechtlichen Kategorien – sei es des Naturrechts oder des Kirchenrechts. Die Orthodoxen Kirchen finden ihre Selbstvergewisserung über die Liturgie, die Kirchen des Westens tun dies eher über die Theologie. Die Orthodoxen Kirchen sind Ortskirchen, versammelt um den Bischof, konkret: Patriarchate oder autokephale Kirchen mit ihren Patriarchen oder Metropolitane. Die Römisch-Katholische Kirche ist eine Weltkirche, die sich allerdings auch aus zahlreichen Ortskirchen integriert. Daraus resultiert zum einen das Papstamt, zum anderen die bischöfliche Verfassung der Kirche, die sowohl in der Einrichtung der Konzile als auch in der Struktur einer Diözese hervortritt.

Die Spaltungen in der abendländischen Christenheit

Die abendländische Christenheit, also das Patriarchat des Westens, die Römische bzw. Lateinische Kirche, konnte ihre innere Einheit nicht aufrechterhalten. Angestoßen durch die Notwendigkeit mannigfacher Kirchenreformen, tiefer gesehen aber motiviert durch die Einsicht in die Angemessenheit der Ausformung einer spezifisch neuzeitlichen Kirchengestalt bildeten sich, sieht man von kleineren Randformen ab, drei Ströme reformatorischen Christentums: die deutsche, die schweizerische und die englische Variante.

Die deutsche wird mit Martin Luther und seinen Gefährten in Verbindung gebracht und kann auch die „Wittenberger Reformation“ genannt werden. Die „Schweizerische Reformation“ hatte in Ulrich Zwingli und Johannes Calvin ihre Protagonisten und ihre Orte in Zürich und in Genf. Die „Englische Reformation“ schließlich orientierte sich theologisch an der deutschen und der schweizerischen Reformation, hatte historisch jedoch ihre wichtigste Gestalt in König Heinrich VIII. und ihren Ort in Canterbury. Abgesehen von der jeweiligen Herkunftsregion breitete sich die deutsche Reformation innerhalb Europas am ehesten noch in Skandinavien aus, die schweizerische in Ungarn, in Frankreich, in Belgien, in den Niederlanden, in Schottland, die englische in einigen Teilen Irlands.

Alle diese Kirchen der Reformation waren dadurch verbunden, daß sie sich von der römischen Papstkirche mit der ihr eigenen Weltdimension absetzten und sich entweder als Landeskirchen oder Nationalkirchen organisierten. Diese Kirchen bauten sich von der jeweils aktuell versammelten Gottesdienstgemeinde her auf. Im Blick auf sie wurden auch ihre Ämter konzipiert. So wurde die bischöfliche Verfaßtheit der Kirche mehr oder weniger zur Disposition gestellt. Theologisch rückte die Rechtfertigungslehre ins Zentrum, liturgisch die Predigt des Wortes Gottes.

Die Kirchen der Reformation könnten versuchsweise auch so gekennzeichnet werden: Die Kirche Jesu Christi ist aufgrund ihrer Verwurzelung in Israel in wesentlicher Weise das neue Volk Gottes aus Juden und Heiden, – wie das Neue Testament immer wieder und sehr genau formuliert. Die Kirche, die ein „Zweig auf dem Ölbaum Israel“ ist (Röm 11), sollte ein reiches jüdisches Erbe, freilich durch Jesus Christus verwandelt, in sich tragen. Zu diesem Erbe gehören zum Beispiel die volksbezogene Art aller Strukturen, die Leibhaftigkeit aller Vollzüge, der apostolische und petrinische Charakter der Kirchenverfassung, der marianische Charakter des Glaubenskonzepts. Die Kirche aus Juden und Heiden sollte so beschaffen sein und war es auch tatsächlich, wenngleich sie es nach dem faktischen Erlöschen der judenchristlichen Linie in der Frühzeit der Kirche und aufgrund ihrer daraus folgenden Eigenart, weitgehend nur noch heidenchristliche Kirche zu sein, nur noch in gebrochener Weise sein konnte – zu ihrem großen Schaden, wie man heute feststellen muß.

Die Reformatoren und von ihnen her die reformatorischen Kirchen aber setzten die heidenchristliche Form der Kirche prinzipiell und rückten die in ihr noch lebendigen Elemente jüdischer Prägung an den Rand: das Kommunitäre, das Apostolische und Petrinische, sowie das Marianische. Die leibhaftigen Dimensionen der Frömmigkeit wurden als werkfromm beargwöhnt und durch vorwiegend lehrhafte Bemühungen ersetzt. Die „solus“-Formeln der reformatorischen Theologie – das „solo Christo“, „sola gratia“ und „solo verbo“ – weisen auf das Gemeinte hin.

Die abendländische Kirchenspaltung mag in dieser oder jener Hinsicht positive Auswirkungen gehabt haben, – im ganzen ist sie ein großes Unglück für die westliche Christenheit gewesen, deren Auswirkungen bis heute leidvoll erfahren werden.

Innerreformatorische Zusammenschlüsse in Europa

Die Kirchen der Reformation haben seit längerem Auswege aus der Zersplitterung gesucht und anfangsweise beschritten. Wenn man von den Kirchen der „Meißener Erklärung“ absieht, kann man heute zwei bedeutsame Zusammenschlüsse reformatorischer Kirchen in Europa unterscheiden.

Der eine ist in der derzeit gültigen Form recht jung: Er geht auf das Jahr 2004 zurück, hat aber eine längere Vorgeschichte. Es handelt sich um die „Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa“ (GeKE). Was ist damit gemeint? Die GeKE ist ein europäischer Verbund von lutherischen, reformierten, unierten, methodistischen und hussitischen Kirchen sowie der ihnen verwandten vorreformatorischen Kirchen der Waldenser und der Böhmisches Brüder. Dazu gehören auch fünf südamerikanische Kirchen, die aus den ehemaligen deutschen Exilkirchen hervorgegangen sind.

Dieser europäische Verbund bekennt sich zu der 1973 in Leuenberg (bei Basel) verabschiedeten Konkordie und dem darin dargelegten gemeinsamen Verständnis des Evangeliums; die ihm zugehörenden Kirchen gewähren einander Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Vom 12. bis 16. März 1973 wurde auf dem Leuenberg der endgültige Text der „Konkordie reformatorischer Kirchen in Europa“ (Leuenberger Konkordie – LK) erarbeitet und den beteiligten Kirchen zur Zustimmung und Unterzeichnung übergeben; dies haben bislang 103 Kirchen getan. Durch die Verabschiedung der LK wurde eine mehr als 450jährige Epoche der innerreformatorischen Kirchenspaltung in Europa teilweise beendet. Das theologische Profil der GeKE ist durch einen entschiedenen Rückbezug auf den Artikel 7 des „Augsburgischen Bekenntnisses“ bestimmt und repräsentiert folglich eine vergleichsweise radikale Variante des Protestantischen.

Der zweite Zusammenschluß reformatorischer Kirchen in Europa geht auf die Mitte der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurück und betrifft die lutherischen und anglikanischen Kirchen in Nordeuropa. Das Dokument, auf dessen Ba-

sis die Kirchengemeinschaft vereinbart wurde, trägt den Namen „Gemeinsame theologische Erklärung von Porvoo“ (1992). Charakteristisch für die Kirchengemeinschaft, die in Tallinn, Trondheim und in Canterbury in liturgischen Feiern ihren Weg aufnahm, ist die ausdrückliche Anerkennung der bischöflichen Verfaßtheit der Kirche Christi und ein Ja zur Sakramentalität vieler geistlicher Vollzüge. Die Porvoo-Gemeinschaft ist also in ihrer Ausrichtung „katholischer“ als die Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa. Es ist verständlich, daß das Miteinander der beiden genannten europäischen Zusammenschlüsse reformatorischer Kirchen nicht ganz spannungsfrei ist. In gemeinsamen Konsultationen bemühen sich die beiden Institutionen darum, Brücken zwischen sich zu errichten.

Zusammenschlüsse christlicher Kirchen im gesamteuropäischen Rahmen

Über die innerreformatorischen europäischen Zusammenschlüsse hinaus ist von zwei weiteren Institutionen zu berichten, die europäisch dimensioniert sind und Interesse und Unterstützung verdienen. Die Trennlinie zwischen diesen Zusammenschlüssen ist durch die Spiegelung der ökumenischen Weltgegebenheiten auf den europäischen Kontinent erklärbar.

Auf Weltebene gibt es seit 1948 den Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), in dem über 300 Kirchen aller Konfession beieinander sind: Lutheraner, Reformierte, Anglikaner und auch Orthodoxe. Die Römisch-Katholische Kirche ist aus verschiedenen Gründen keine Mitgliedskirche, pflegt aber eine enge Verbindung und Zusammenarbeit mit dem ÖRK. Die Transposition des ÖRK auf die europäische Ebene ist die „Konferenz Europäischer Kirchen“ (KEK), die es seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts gibt. Die KEK ist die regionale ökumenische Organisation, die 123 Kirchen und 25 assoziierte Organisationen in allen Ländern des europäischen Kontinents in Gemeinschaft miteinander verbindet. Altkatholiken, Anglikaner, Baptisten, Lutheraner, Methodisten, Orthodoxe, Pfingstkirchen und Reformierte haben sich zum gemeinsamen Leben und Zeugnis in einem Geist der Ökumene, des Miteinanderteilens, des gegenseitigen Verstehens und Achtens verpflichtet. Trotz der historischen Spaltungen und der vielen sprachlichen, geographischen und wirtschaftlichen Schranken, die auf dem europäischen Kontinent existieren, setzen sich die Kirchen gemeinsam für die Förderung der Einheit der Kirche und ein gemeinsames christliches Zeugnis gegenüber den Menschen in Europa ein.

Der gemeinsame Wunsch, in Frieden zu leben und Gerechtigkeit und Versöhnung zu fördern, hat den Fortbestand dieser Gemeinschaft der Kirchen in den 40 Jahren des Bestehens der KEK ermöglicht. Die Römisch-Katholische Kirche ist keine Mitgliedskirche in der KEK, weil sie und wie sie es auch nicht beim ÖRK ist. Stattdessen hat sie sich selbst auf europäischer Ebene organisiert, und ihr europäischer Zusammenschluß ist durch ständige Kooperation mit der KEK gekennzeich-

net; denn die Ziele entsprechen sich weitgehend. Der Römisch-Katholische Verbund auf europäischer Ebene ist der „Rat der europäischen Bischofskonferenzen“ (Consilium conferentiarum episcoporum Europae: CCEE). Aufgabe des CCEE ist es, die kollegiale Zusammenarbeit der Bischöfe in Europa zu fördern. Der Vollversammlung von CCEE gehören die Präsidenten der einzelnen Bischofskonferenzen an. Sie hat derzeit 33 Mitglieder. Darunter ist je ein Bischof aus Rußland und aus Weißrußland, wo es noch keine Bischofskonferenzen gibt, sowie der Erzbischof von Luxemburg.

Das Panorama der Christenheit in Europa ist, wie sich gezeigt hat, sehr differenziert. Ginge man noch mehr in die konkreten Details, so würde sich dieser Eindruck noch einmal erheblich verschärfen. Bei aller Vielfalt in den Ausprägungen ist gleichwohl der entscheidende rote Faden, der sie alle untereinander verbindet, noch erkennbar: Es ist der Glaube an den Dreifaltigen Gott.

Das zweite gemeinsame Treffen der KEK und der CCEE, das 1984 in Riva del Garda stattfand, bekräftigte die bleibende Verbindlichkeit des Glaubenssymbols von Nikaia-Konstantinopel aus dem Jahr 381. In der ganzen Christenheit, auch in den Kirchen in Europa, sollen dieses Symbol und der darin zur Sprache gebrachte Glaube an den Dreifaltigen Gott der entscheidende Grund aller Gemeinsamkeiten und auch aller legitimen Unterschiede sein und bleiben. Heute stellt sich für alle Kirchen und ihre Glieder in Europa die ernste Frage, wie sie sich in eine zukunftsfähige Gestaltung des Kontinents, den sie so eindrucksvoll und tiefgreifend mitzuformen vermocht hatten, noch einmal einbringen können.